

Internationalisierung

Andreas Langenohl

Gesellschaften der Gegenwart sind in vielerlei Hinsicht wesentlich stärker international institutionalisiert und orientiert, als es in der Vergangenheit der Fall war. Ungeachtet jüngster Friktionen in der Europäischen Union ist diese doch nach wie vor als das am stärksten vom nationalen Ordnungsrahmen Abstand gewinnende politische Gebilde der Moderne anzusehen. Und gegen stark angewachsene politische Tendenzen, den nationalen Rahmen wieder aufzuwerten – sei es in Form wirtschaftspolitischer, sozialer oder kultureller Abschottungsversuche, die derzeit weltweit zu beobachten sind – formieren sich wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Widerstände. Auch die Wissenschaft stellt sich größtenteils hinter dieses Eintreten für eine, mit Karl Popper gesprochen, offene Gesellschaft, die sich eine Selbstbeschränkung auf vorgeblich ‚eigene‘ Deutungstraditionen, Ressourcen und Orientierungsrahmen nicht leisten kann. Selbst unter Bedingungen ihrer Herausforderung bleibt Internationalisierung daher ein Projekt, das sich auf starke politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und natürlich wissenschaftliche Unterstützung gründen kann.

Zugleich ist zu sehen, dass Internationalisierung eine Ressource ist, die überaus ungleich verteilt ist. Die Europasozio- logie hat verschiedene Formen eines „sozialen Transnationalismus“ (Steffen Mau) beschrieben, der von innereuropäischer Arbeitsmigration über Eheschließungen und gemeinsamen Besitz bis hin zu Freundschaften oder auch nur der Kenntnisnahme der Presseberichterstattung in anderen europäischen Ländern reicht. Natürlich ist hier auch der Tourismus zu nennen: „Malle für alle“, so bewirbt derzeit eine britische Billigfluggesellschaft ihre Urlaubsflüge von deutschen Flughäfen auf die Baleareninsel. Aber die meisten dieser Formen eines sozialen Transnationalismus wären undenkbar, oder zumindest stark erschwert, ohne die Internationalisierung eines weitgehend ohne Grenzkontrollen und Mobilitätsbarrieren auskommenden europäischen Binnenraums, dem eine zunehmende Verhärtung und Polizierung der europäischen Außengrenzen gegenübersteht. Dieser Transnationalismus ist somit etwas vollkommen anderes als derjenige der teils verzweifelten Versuche von Geflüchteten, in Europa Zuflucht zu finden. Und auch jenseits der Grenzen Europas haben diejenigen

große Vorteile, die über den ‚richtigen‘ Pass und relative ökonomische Saturatedheit verfügen.

Die Wissenschaft selbst ist innerhalb dieser internationalen Konstellation, die die Gesellschaften im globalen Norden und Westen besserstellt als diejenigen im globalen Süden, nochmals privilegiert. Die Mobilität von WissenschaftlerInnen und Studierenden gehört zu denjenigen internationalen Tätigkeiten, die von der öffentlichen Hand mit den höchsten Summen gefördert werden. Es gibt mittlerweile eine kaum noch überschaubare Förderlandschaft zur Finanzierung internationaler Studien- und Forschungsaufenthalte, Konferenzbesuche, Sprachkurse, Kontakttourneen sowie bei der Einrichtung internationaler Forschungszentren und Qualifizierungsprogramme. Aus dieser Privilegierung erwächst der Wissenschaft, und der Universität als ihrer Kerninstitution, eine besondere Verantwortung. Worin besteht diese Verantwortung? Und wie könnte eine wissenschaftliche und universitäre Internationalisierungsstrategie aussehen, die sie annimmt?

Ein weites Feld – und zugleich eines, dass sich am Fachbereich 03 Sozial- und

Kulturwissenschaften mit besonderer Dringlichkeit stellt. Denn die hier versammelten Fächer eint ein analytischer Zugang zur Welt, der diese Welt als immer schon interpretierte und gedeutete Welt ansieht. Es werden Deutungen der Welt erforscht, weil diese Deutungen es sind, die Handeln orientieren, Interessen informieren und Weltansichten erzeugen. Daraus folgt, dass den Interpretationen und Deutungen anderer – eben auch: anderer WissenschaftlerInnen, Studierender und zunehmend auch administrativ Tätiger – ein hohes Gewicht zukommt, das in kunst- und musikwissenschaftlichen und -pädagogischen, politikwissenschaftlichen, erziehungswissenschaftlichen und soziologischen Analysen Berücksichtigung finden muss. In einem solchen Kontext stellt sich Internationalisierung daher in erster Linie als eine Herausforderung dar, aus der sich spezifische Übersetzungsnotwendigkeiten ergeben, die nicht nur sprachlicher oder kultureller, sondern häufig auch (wissenschafts-)politischer Natur sind. Bei der Verwirklichung tatsächlich tieferreichender akademischer Kooperationen müssen in erster Linie die unterschiedlichen Logiken und Stile der beteiligten Wissenschaftssysteme

in Rechnung gestellt werden – denn Wissenschaft ist, wie Bildung auch, ein international überaus unterschiedlich institutionalisiertes Praxisfeld. Es ist daher nicht hilfreich, akademische Internationalisierung (oder ihr Scheitern) vorschnell mit interkulturellem Lernen und Horizonterweiterung (oder umgekehrt kulturellen Differenzen und Lernblockaden) in Verbindung zu bringen, ohne die Bedeutung der Unterschiede in den akademischen Institutionen in Betracht zu ziehen. Ein simples Beispiel: Die Mittel, über die eine Universität verfügen kann, stammen in den USA oftmals aus privaten Stiftungen und privat gezahlten Studiengebühren; in Deutschland in der Regel aus Studierendenzahlen, die durch die Bundesländer bei der Mittelvergabe auf Zuflüsse projiziert werden, sowie aus eingeworbenen Drittmitteln; und in Südafrika und Polen aus der Zahl von Artikeln, die WissenschaftlerInnen in bestimmten Fachzeitschriften publizieren und die die Zuweisung öffentlicher Mittel bestimmen. Wie sollte man nicht erwarten, dass sich aus derart unterschiedlichen Finanzierungssystemen Konsequenzen für eine effektive internationale Zusammenarbeit ergeben?

Eine besondere Herausforderung bildet die studentische Mobilität, selbst innerhalb eines zumindest formal harmonisierten institutionellen Rahmens wie demjenigen der EU („Bologna“). Die Formel lautet hierbei häufig: Standardisierung der internationalen Anerkennung von Studienleistungen + Erfahrung kultureller Andersartigkeit = internationaler Bildungs- und Qualifizierungserfolg. Sie greift zu kurz. Wie die zahlreichen Studierenden und KoordinatorInnen im internationalen Austausch unseres Fachbereich wissen, äußert sich die Gemengelage, auf die Austauschstudierende treffen, in einer Vielzahl von oft widersprüchlich anmutenden Begegnungen mit KommilitonInnen, Lehrenden, administrativ Tätigen, Behörden, Gastfamilien und anderen, in denen häufig alles andere als klar ist, ‚was hier vorgeht‘ (Erving Goffman). Die so gestellten Aufgaben zu bewältigen erfordert teilweise titanische Aufgaben in der Kommunikation mit einer Vielzahl von AkteurInnen nicht nur ‚über nationale Grenzen‘ hinweg, sondern in einem weitaus komplexeren Sammelsurium von Rollenzuschreibungen. Hier geht es nicht nur um Perfektion in der Prüfungsverwaltung und interkultu-

relle Kompetenz – manchmal geht es um nichts weniger als um die höchst anspruchsvolle Aufgabe der kommunikativen Bearbeitung von institutionellen, kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Widersprüchen, die die Beteiligten selbst nicht die Macht haben aufzulösen.

Vielleicht liegt hier der Schlüssel zum Verständnis der besonderen Verantwortung, die der Wissenschaft und der Universität aus ihrer Privilegierung, wenn es um Internationalisierung geht, erwächst. Wissenschaft findet nicht immer das heraus, was sie herauszufinden angetreten ist – sonst wäre sie Verwaltung, nicht Wissenschaft. Studieren involviert die Möglichkeit, nicht alle intellektuellen Aufgaben gleichermaßen zu bestehen – sonst wäre es die Wahrnehmung rechtmäßiger Ansprüche auf institutionalisiertes kulturelles Kapital, nicht Studieren. In der internationalen Kooperation steigern sich diese Risiken, aus den besagten Gründen. Dies macht vielleicht mehr als alles andere den außerordentlichen Grad an Privilegierung deutlich, den die Wissenschaft genießt – denn sie kann, wenn sie sich selbst ernst nimmt, nichts versprechen außer mehr Klarheit, auch auf internationalem

Terrain. Aber zugleich tritt damit auch die Chance in den Raum, das Projekt der Internationalisierung in einer wirklich umfassenden Weise in den Blick zu nehmen: einer Weise, die dieses Projekt als Wagnis deutlich macht und zugleich den Kontext liefert, innerhalb dessen die Fähigkeit, mit diesem Wagnis umzugehen, kultiviert werden könnte. Um bei den Studierenden zu bleiben: Ihre Heterogenität, nicht zuletzt an unserem Fachbereich wie auch an den Partnereinrichtungen im Ausland, bildet das Substrat einer solchen Kultivierung. Nicht alle, aber einige, haben bereits ausgedehnte ‚internationale Erfahrungen‘ – und dies sind manchmal Erfahrungen, die nicht jedeR würde machen wollen, haben sie doch häufig mit Flucht und Diskriminierung zu tun. Viele haben sich, als Erststudierende in ihren Herkunftsfamilien, durch das Dickicht von Hochschulsystemen geschlagen, haben Solidarität mit anderen Studierenden und Nicht-Studierenden aus unterschiedlichsten Lagen praktiziert und Stellung zu (hochschul-)politischen Vorgängen bezogen. Viele kennen die Komplikationen, die aus dem Versuch der Vereinbarung von Studium, Wahrnehmung familialer Verantwortungen,

Notwendigkeit zur Erwerbsarbeit und Willen zur politischen Tätigkeit, auf dem die Demokratie beruht, resultieren. Um ein Wort des Anthropologen Arjun Appadurai aufzugreifen: Viele Studierende besitzen und erkunden eine ‚Fähigkeit zur Navigation‘, deren Effektivität sich nicht notwendigerweise in einer ebenso nahtlosen wie planbaren Kette von Studienerfolgen zeigt. Ein längerer Studienaufenthalt im Ausland fügt hier sicherlich eine Erfahrungsdimension hinzu. Aber wir wären kurzsichtig, wenn wir diese umfassende Kultivierung einer Navigationsfähigkeit, wie sie oft bereits vor einem solchen Aufenthalt besteht, unterschätzen. Wir sollten verstärkt daran arbeiten, diese genuinen Erfahrungen zu einem Pfeiler universitärer Internationalisierung zu machen. Wie internationalisiert man eine Einrichtung, die ihrem Ursprung nach international ist? Universitäten in Europa bilden historisch, und im Wortsinn, eine internationale Institution. So wurden die studentischen Gruppen an den mittelalterlichen Universitäten nach ihrer geografischen Herkunft und Sprachgebrauch als nationes bezeichnet – die Universität war also schon sehr früh ein Lokal International. Eine Erinnerung an

diese mittelalterliche Periode ist nützlich, um sich darüber klar zu werden, dass die heutigen Forderungen nach Internationalisierung der Wissenschaft und der Universität ohne eine historisch vorangegangene Nationalisierung – d.h. Vereinnahmung von Wissenschaft und Bildung durch den Nationalstaat – vermutlich deutlich anders akzentuiert wären. Worauf es heute, so möchte ich plädieren, letztlich ankommt, ist eine Kultivierung akademischer Navigationsfähigkeit in einer stark internationalisierten Welt – eine Kultivierung, die nicht umhinkommen wird, die Unterscheidung zwischen ‚national‘ und ‚international‘ selbst zu hinterfragen. Soziale, kulturelle, wissenschaftlich-professionelle und politische Beziehungen organisieren sich schon längst in einer Weise, die die Vergabe des Etiketts ‚international‘ zunehmend unter den berechtigten Verdacht fehlender Trennschärfe stellt. Eine solche Navigationsfähigkeit kann und sollte durch internationalen Austausch ausgebaut und gestärkt werden und sich in ihm bewähren – aber sie wartet als Aufgabe durchaus auch im geografischen Nahraum. Gerade in Gießen als einer Stadt, die in vielfältigster Weise durch freiwillige, erzwungene

und politisch administrierte Migration historisch geprägt wurde, kann und sollte man das wissen.